

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 73 (1998)
Heft: 12

Artikel: Weder Nonnenkloster noch Emanzenhochburg
Autor: Anderes, Dagmar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-106678>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von oben nach unten:
Josy Kojan, Andrea
und Monika Janusic,
Tünde Maradi, Eva
Rachamin.

Weder Nonnenkloster noch Emanzenhoch- burg

Text: Dagmar Anderes
Fotos: Nadja Athanasiou

Patricia schaut zum Fenster hinauf und blickt direkt in zwei grosse grüne Augen. Eine langhaarige Katze sitzt draussen auf dem Fenstersims. Sie mustert die Besucherin von oben herab mit unverhohlener Neugierde. Patricia ist etwas nervös. Wie sie jetzt vor der Haustür steht, kommt sie sich wie ein Spitzel vor.

Als Patricia ihrem Freund mitteilte, sie zügle vermutlich an die Brückenstrasse 59, in einen Block, in welchem nur Frauen leben, hatte dieser stirnrunzelnd gefragt: «Ist das eine Art Nonnenkloster? – Oder wohnen dort alles Emanzen?» Sicher, nachdem sie ihm ihre Gründe genannt und die Geschichte des Hauses erzählt hatte (siehe Seite 7), fand er ihre Absicht nicht mehr so abwegig. «Wenn das so ist, darf ich dich ja wohl dort auch besuchen», hatte er gescherzt. Damit war die Sache für ihn erledigt. Nicht aber für Patricia. Mit seiner anfänglichen Skepsis hatte Bruno Zweifel gesät. Die zu mietende Einzimmerwohnung gefiel Patricia, ebenso die ruhige Umgebung und die Zentrumsnähe. Vor allem stimmte auch der Preis: 450 Franken inklusive Nebenkosten. «Doch wie steht es mit den Genossenschaftlerinnen? Sind die Frauen, die auf drei Häuser verteilt im Berner Marziliquartier leben, vielleicht doch etwas eigenartig?» fragte sie sich nun. Zwar hat jede im Haus ihre eigene Wohnung, aber der Kontakt ist eben doch enger als in einem herkömmlichen Mietshaus. Deshalb möchte Patricia nur einziehen, wenn sie glaubt, sich gut mit den Nachbarinnen zu verstehen. Vor allem mit Frau Kojan. – Mit ihr müsste sie die Toilette teilen. Denn ein kleiner Teil der Wohnungen, darunter auch die zu mietende, verfügen nicht über ein eigenes WC.

Um einen Eindruck der Mieterschaft zu erhalten, sah Patricia nur die Möglichkeit, mit einigen von ihnen Kontakt aufzunehmen. Das hiess wohl oder übel, den Frauen Fragen zu stellen, vor allem natürlich in Erfahrung zu bringen, weshalb sie in einem reinen «Frauenhaus» wohnen.

Seit 50 Jahren in einem Zimmer

Patricia sucht den Namen «Kojan» auf den Klingelschildern, zögert noch einen Augenblick, steigt dann aber schnell die abgewetzten Treppenstufen in den ersten Stock hinauf. «Ich wollte gerade die Haare waschen.» Essensgeruch dringt aus der Wohnung. «Sieht es schlimm aus?» Die zierliche, weisshaarige Frau betastet ihre Frisur, lächelt verlegen. 87 Jahre alt sei sie und wohne seit «Urzeiten» im Haus, hatte Patricia von Vorstandsmitglied Tünde Maradi erfahren. «Am 3. November 1946 bin ich eingezogen», präzisiert Frau Kojan später. Sie schaltet das Radio aus, rückt das Strickzeug auf dem Tisch zur Seite. Obwohl Balkon und Fensterfront gegen Süden zeigen, macht das Zimmer auf Patricia einen relativ düsteren Eindruck. Das müsse an der Einrichtung liegen, denkt sie, an dem dunklen Teppich, den behäbigen Holzmöbeln. Verstohlen betrachtet sie die Tässchen, Vasen und Zinnteller auf dem Buffet, lässt ihren Blick wie zufällig Richtung Schlafkoje und Bad wandern. Letzteres ist eigentlich nicht mehr als eine Badewanne, nur durch eine Flügeltür vom Wohnzimmer getrennt.

Frau Kojan setzt sich an den Tisch, weist der jungen Besucherin den gegenüberliegenden Platz auf dem Sofa zu. «Dort schläft meist die Katze.» Wem diese gehört, weiss Frau Kojan nicht. Es ist eine «Genossenschafts-Katze», die verschiedenen Hausbewohnerinnen gelegentlich einen Besuch abstattet. Sonst empfängt die betagte Frau nur selten Gäste. «Wir haben es hier im Haus sehr gut miteinander. Man trifft sich im Treppenhaus, hält ab und zu einen Schwatz.» Hin und wieder organisiert der Vorstand ein Fest. Zu sich in die Wohnung lädt Frau Kojan die Nachbarinnen aber nicht ein. «Eine gewisse Distanz ist gut», meint sie. Patricia spielt mit ihrem Fingerring. Ob Frau Kojan ihren Besuch somit als unangenehm empfindet? Andererseits – würde sie ihr in diesem Fall so viel von sich erzählen? Kaum zehn Minuten in der Wohnung hat Patricia bereits erfahren, dass Frau Kojan als ältestes von sieben Kindern in Bern geboren wurde, mit 18 «dienen» ging, eine Weile als Köchin in einem Schloss am Thunersee arbeitete, bevor sie um 1945 wieder als Hausangestellte nach Bern zurückkehrte. «Ich hatte eine wunderschöne Mansarde», erinnert sich Frau Kojan. Nur – geniessen konnte sie ihr kleines Reich nicht, da der Hausherr der damals jungen Frau nachstellte. Kojan: «Ich bin ja katholisch und sang im Kirchenchor. Da hab ich dann einem Fräulein mein Leid geklagt.» Diese war Mitglied der Genossenschaft Berufstätiger Frauen und konnte ihr eine Wohnung an der Brückenstrasse vermitteln. «War ich glücklich, erstmals eine eigene Wohnung zu haben. Ich fühlte mich so unabhängig!»

Die kleine Frau strahlt bei dieser Erinnerung – und Patricia gerät ins Grübeln: Frau Kojan muss damals um die 35 Jahre alt gewesen sein. Sie selbst ist jetzt 26. Zeit, sich eine eigene Wohnung zu nehmen, selbständig zu sein, findet sie, ebenso wie viele ihrer Kolleginnen, zum Beispiel Monika Janusic.





Schwester als Wohnpartnerin

Ursprünglich war Monika als Untermieterin und «nur für einige Monate» an die Brückenstrasse gezogen. Doch aus dem Provisorium wurde ein Providurium. Während gemeinsamer Vorlesungen hatte sie Patricia vorgeschwärmt: von der Ruhe im Marziliquartier, wie schnell sie jetzt an der Uni sei, dass die Zimmer wirklich Cachet hätten und jene guten Kolleginnen, die ihr die Wohnung empfohlen hatten, nun Nachbarinnen seien.

Im Sommer hatte sich Patricia dann einmal Monikas Zuhause anschauen wollen. Beinahe wäre sie an der Nummer 57/59 vorbeigegangen, da sie mit einem grauen, etwas verfallenen Block gerechnet hatte. Die himbeerrote Farbe des Doppelhauses überraschte sie, ebenso die Geschosshöhe. Nur drei Stockwerke bei 15 (Nr. 59) und 12 (Nr. 57) Wohnungen. «Die erste Frau soll morgens aufschliessen», stand fett auf der Einganstür. Patricia schmunzelt in Erinnerung: Was wohl Leute über die Notiz denken, die nicht wissen, dass in dem Haus nur Frauen wohnen?

Als Patricia später zusammen mit Monika bei einem Glas Wein auf dem Balkon sass, musste sie ihrer Kollegin beipflichten: Der Blick auf den grünen Innenhof schaffte eine friedliche Stimmung, es liess sich ungestört plaudern. Gegen 21 Uhr war dann Andrea, Monikas jüngere Schwester, eingetroffen. Sie bildet sich zur Primarlehrerin aus und teilt die Zwei-Zimmer-Wohnung mit Monika. Dadurch halbiert sich die Miete, jede zahlt knapp 300 Franken monatlich. Doch, ihr gefalle es hier auch gut, hatte Andrea auf die entsprechende Frage geantwortet. Aber es sei schon anders als in einem üblichen Mietblock, wo Familien mit Kindern lebten. Letztere würden Kontakte zwischen den Nachbarn schaffen, so dass man bei diesen ein- und ausgehe. «Das mache ich hier auch», hatte Monika darauf erwidert und hinzugefügt, sie sei eigentlich der Ruhe wegen froh darüber, keine Kinder im Haus zu haben. «Und wie kommt dein Freund damit zurecht, in einem «Frauenhaus» ein- und auszugehen?», hatte Patricia noch von Andrea wissen wollen. Na ja, er wohne ja zeitweise bei ihnen, fühle sich aber nicht ganz wohl, meinte sie. Sie wisse eigentlich auch nicht weshalb, es habe noch nie jemand eine Bemerkung gemacht.

Altes erhalten

«...und wir kamen uns nie in die Quere. Ich denke, bei uns wird es nicht anders sein, oder?» Verwirrt blickt Patricia in Frau Kojans gütiges, lächelndes Gesicht. «Wie bitte?» Sie ist mit ihren Gedanken abgeschweift. «Die Toilette, die wir uns teilen. Möchten Sie sie sehen?» Ohne ihre Antwort abzuwarten, steht die ältere Frau auf und öffnet die Tür gegenüber ihrem Schlaf-/Wohnzimmer. Patricia guckt ihr über die Schultern. Ein langer, grüner Schlauch, an dessen Ende ein WC steht; sonst nichts. Eine Tür führt direkt in die andere Wohnung. «Mehr braucht es eigentlich auch nicht», denkt Patricia. Sie blickt auf die Uhr. In fünf Minuten soll sie bei Tünde Maradi klingeln. Es fällt Patricia nicht leicht, Frau Kojan zu unterbrechen. Humorvoll und spannend erzählt die ältere Frau aus ihrem Leben, welches kein einfaches war. Und trotzdem strahlt Frau Kojan ein tiefe Zufriedenheit aus, wirkt ansteckend fröhlich. Eine herzliche, längere Verabschiedung, und Patricia steht wieder im Treppenhaus, entspannt und zufrieden.

«Du musst mehr ausholen!» Schwere Schritte, dann ein «gut so» und um die Ecke treten zwei Frauen, schwer atmend einen Holztisch die Stufen hinuntertragend. Auf dem Zwischenboden blickt die vordere, jüngere Frau kurz auf, wobei sie Patricia wahrnimmt. «Ah hallo, du musst Patricia sein. Ich komme gleich. Wir zügeln nur schnell den Tisch ins neue Genossenschaftsbüro. Du kannst dich ja schon mal auf den Balkon setzen.» Patricia hält den beiden die Haustür auf, betritt dann wie aufgefordert Tündes Wohnung. Wie anders diese verglichen mit jener Frau Kojans wirkt! Heller, frischer und luftiger, aber trotzdem gemütlich. Ganz im Sinne des Architekten trennt ein Vorhang die Bettische vom Wohnteil, den ein rustikaler Tisch dominiert. Bücher, zum Trocknen bereitgelegte Kräuter, eine gefüllte Früchteschale sowie Schreibzeug und Hefter zeugen davon, dass Tünde häufig an ihm arbeitet. In der Zimmerecke steht ein kleines Sofa mit weißem Überwurf, eine Bildergalerie ziert die Wand.

Patricia betritt den Balkon, schaut sich die Blumen und Kräuter an. Wind ist aufgekommen, und es riecht nach Regen. So entschliessen sich die beiden Frauen, statt auf dem Balkon in der Wohnung zu plaudern.

Tünde Maradi lebt seit 1996 am Brückenweg. Wie fast alle Mieterinnen ist auch sie aufgrund eines persönlichen Kontaktes eingezogen. Sie studiert Archäologie und arbeitet teils am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie der römischen Provinzen. So kann sie Geld verdienen und gleichzeitig Praxis in ihrem Fachbereich sammeln. «Archäologie, aber auch die jüngere Geschichte finde ich spannend», sagt Tünde und füllt zwei Gläser mit Apfelsaft. «Wahrscheinlich interessiere ich mich deshalb für die Genossenschaft und ihre Häuser, deren Vergangenheit – das reizt mich.» Ihr gefällt, dass heute noch etwas in diesem Stil existiert. Darum setzt sie sich für den Erhalt der Genossenschaft ein. In ihrer Wohnung fühlt sich Tünde wohl. Sie schätzt die platzsparende, funktionale Raumaufteilung, etwa das vor dem Küchenfenster angebrachte Brett. Wie den Bewohnerinnen der Gründungszeit dient es auch ihr als Ersatz für einen Tisch. Tünde lehnt sich genüsslich im Stuhl zurück. «Die Atmosphäre ist bei uns wirklich gut. An grössere Konflikte kann ich mich nicht erinnern.» Auch die Waschküchenbenutzung sei kein Problem, versichert sie Patricia. Obwohl es keinen Plan gebe und den 25 Partien nur eine Maschine zur Verfügung stehe, habe man sich bis jetzt immer arrangieren können.

«Wie es wäre, wenn auch Männer hier lebten?» Tünde überlegt. «Ich weiss nicht. Ich fühle mich wohl und sicher so unter Frauen. Ich glaube, wohnten auch Männer in den Häusern, wäre es schon anders. Ob besser oder schlechter, das kann ich nicht sagen.» – «Sicher ist nur, dass die Genossenschaftssitzungen anders verliefen», wirft Monika Janusic ein. Sie hatte gegen 17 Uhr bei Tünde geklingelt, um sich «nur kurz» zu erkundigen, ob man im neuen Büro allenfalls noch ein Regal brauchen könne. Mittlerweile zeigt die Uhr halb sieben, Monika sitzt immer noch auf dem Sofa. «Du meinst, die Männer würden diskutieren und entscheiden, die Frauen zuhören und schweigen», deutet Patricia die Bemerkung. «Pauschal gesagt: ja», erwidert Monika. «Aber es ist...» Die Türklingel schrillt; eine junge, natürlich wirkende Frau tritt ein, und Monikas letzte Worte gehen im Begrüssungs-Hallo unter. Die Besucherin wird Patricia als Eva Rachamin, Nachbarin und Kollegin, vorgestellt.





Tiefe Miete – lange Reisen

Eva Rachamin ist erst vor kurzem von längeren Ferien zurückgekehrt. Reisen, «je verrückter, desto besser», ist ihr Hobby. Das geht allerdings ins Geld. Ein tiefer Mietzins ist für sie deshalb vorteilhaft. Mitentscheidend für den Wohnortwechsel an die Brückenstrasse sei aber auch der dörfliche Charakter des Quartiers gewesen, ebenso die Nähe zum Fluss. «Ich bin aaresüchtig.»

Erst später begann sich Eva Rachamin, die beim Bundesamt für Flüchtlinge arbeitet, für die Genossenschaft selbst zu interessieren und trat deshalb dem Vorstand bei. «Ich finde es faszinierend, dass wir uns selbst verwalten und mitbestimmen können.» Allerdings gebe es mehr zu tun, als sie erwartet habe. Tünde lacht: «Die Erfahrung habe ich auch gemacht!» Und mit einem Seitenblick auf Patricia: «Aber wer weiss, vielleicht sind wir bald zu fünft?» Patricia greift sich ans Ohrläppchen. «Ja, wer weiss?» – und um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, wendet sie sich wieder Eva zu: «Wo warst du denn in den Ferien?» In Israel und im Sinai sei sie gewesen, berichtet diese. Nach der Matura habe sie eine Weile in einem Kibbuz gelebt, in Tel Aviv ihren späteren Ehemann kennengelernt. «Dann ist für dich gemeinschaftliches Wohnen wohl wichtig», unterbricht Patricia die Erzählerin. Eva nickt, betont jedoch, in der Genossenschaft lebe eigentlich jede mehr oder weniger für sich. «Aber man kennt einander, die meisten duzen sich, und man spürt, dass man dazugehört.» Für ihre Zukunft könnte sich Eva auch vorstellen, das Alltagsleben mit anderen zu teilen, also in einer Wohngemeinschaft zu leben.

Der Entscheid

Während es draussen immer dunkler wird, sich der Regen bereits in Pfützen sammelt, schwatzen und lachen die Frauen im Wohnzimmer bei Kerzenlicht. Das macht es für Patricia nicht einfacher, aufzustehen und sich zu verabschieden. Nach zwei Mal drei Minuten erhebt sie sich dann seufzend – und löst damit Aufbruchstimmung aus. «Wir telefonieren noch» – «bis Morgen» – «vergiss nicht dienstags um acht» – dann sind alle verschwunden. Patricia hat mit Tünde vereinbart, ihr tags darauf telefonisch mitzuteilen, ob sie die Wohnung nehme. Sie wolle noch einmal darüber schlafen, hatte Patricia ihr gesagt. Obwohl – im Prinzip hatte sie sich bereits entschieden. Patricia blickt zu den erleuchteten Fenster hoch, als sie etwas Warmes spürt. Die langhaarige Katze, die nachmittags ihre Ankunft beobachtet hatte, streicht ihr um die Beine. Patricia bückt sich, krault das nasse Fell. «Bist du das ‹Genossenschafts-Miezi›?» Ein letzter Blick auf das Haus, Patricia spannt den Schirm auf und macht sich pfeifend auf den Heimweg.

